

Wolfgang Lück

# Die Zukunft der Kirche

Evangelische  
Gemeinden im  
21. Jahrhundert



Wolfgang Lück  
**Die Zukunft der Kirche**



Wolfgang Lück

# **Die Zukunft der Kirche**

**Evangelische Gemeinden im 21. Jahrhundert**

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.  
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,  
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in  
und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2006 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt  
Die Herausgabe des Werkes wurde durch  
die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.  
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier  
Einbandgestaltung: Peter Lohse, Büttelborn  
Satz: WMTP, Birkenau  
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: [www.wbg-darmstadt.de](http://www.wbg-darmstadt.de)

ISBN-13: 978-3-534-19348-6  
ISBN-10: 3-534-19348-2

# INHALT

## EINLEITUNG:

<b>DIE KIRCHE IN DER KRISE</b> .....	7
Verschiedenartige Schrumpfungsprozesse .....	7
Gesellschaftlicher Wandel .....	10
Religiöse Evolution .....	12

## ERSTES KAPITEL:

<b>DAS KIRCHENPROBLEM DES PROTESTANTISMUS</b> .....	16
Leitideen des evangelischen Kirchentums .....	18
Die Differenz von Kirche und Welt .....	23
Das neue Interesse an den Mitgliedern .....	27
Das Ende des Kirchenmonopols .....	30

## ZWEITES KAPITEL:

<b>DIE ÖFFNUNG DER KIRCHE FÜR DIE RELIGION</b> .....	34
Leitbegriff Religion .....	34
Die Wiederkehr der Religion .....	36
Gelebte und gelehrte Religion .....	38
Wechselwirkung: Religion und Kirche .....	44
„Kirche für die Religion der Menschen“ .....	49

## DRITTES KAPITEL:

<b>DIE ENTDECKUNG „HEILIGER“ ORTE UND RÄUME</b> .....	53
Gebäude als Zugang zur Kirche .....	53
Neues Wahrnehmen von Orten und Räumen .....	55
Mensch und Raum .....	61
Kirche und Raum .....	66
Orte und Räume in der Praxis .....	71

## VIERTES KAPITEL:

<b>DAS BLEIBENDE GEWICHT DER PASTOREN</b> .....	78
Erwartungen der Mitglieder .....	79
Pfarrer werden neu entdeckt und diskutiert .....	82
Pastoraltheologie und Pfarrerspiegel .....	88
Zwischen den Christentümern .....	91
Theologische Existenz außerhalb der Kirche .....	94
Personen als biografische Wegmarken .....	97
Mit Pfarrern werben? .....	100

**FÜNFTES KAPITEL:**

<b>DER PROTESTANTISMUS ALS BILDUNGSRELIGION</b> .....	105
Bildung: Zugang zur Religion .....	105
Bildung und Religion in Konkurrenz .....	109
Protestanten und ihre Kirche brauchen Bildung .....	113
Bildung in kirchlicher Trägerschaft .....	117
„Bildung muss aus der Schule raus“ .....	123
Bildungsverantwortung wird neu entdeckt .....	125

**SECHSTES KAPITEL:**

<b>DIE ORGANISATIONSTRUKTUREN DES PROTESTANTISMUS</b> .....	129
Protestantische Gestaltwerdung:	
„Evangelische Kirche und andere Glaubensgemeinschaften“ .....	130
Ecclesia semper reformanda – Kirchenreform ist bleibende Aufgabe .....	134
Geschlechter, Generationen, Milieus .....	139
Ansätze von Kirchenreform heute .....	144

**SIEBTES KAPITEL:**

<b>DAS GEMEINSCHAFTSWERK KIRCHE</b> .....	158
Kirche nach der Volkskirche .....	158
Ein Bild von Mitgliederkirche .....	160
Weichenstellungen der Kirchengeschichte .....	166
Kirchentheoretische Entwicklungen .....	170
Die Verantwortung von Theologie und Kirche .....	174
Die Aufgaben der Kirchenorganisation .....	180
1. <i>Die religiöse Grundversorgung organisieren</i> .....	180
2. <i>Die Selbstorganisation von Christinnen und Christen unterstützen</i> .....	183
3. <i>Die evangelische Perspektive einbringen</i> .....	184

**SCHLUSS:**

<b>ICH HABE EINEN TRAUM</b> .....	187
<b>LITERATUR</b> .....	191

## **EINLEITUNG:**

### **DIE KIRCHE IN DER KRISE**

Nicht nur die Verantwortlichen in den Gemeinden und Landeskirchen machen sich Gedanken über die Zukunft ihrer evangelischen Kirche. Auch viele Protestanten tun das. Der vorherrschende Eindruck gegenwärtig ist: Die Kirche ist in der Krise. Der Berliner Bischof Wolfgang Huber machte in seinem Buch „Kirche in der Zeitenwende“ gleich sieben Krisen aus. Die Evangelische Kirche von Westfalen spricht in ihrem Kirchenreformproponendum „Kirche mit Zukunft“ von fünf Krisen. Es gibt nicht die *eine* Krise der Kirche. Vielmehr lassen sich unterschiedliche Krisenphänomene benennen. Zur Krise tragen verschiedene Entwicklungen bei. Dementsprechend lässt sich der Krise auch nur mit verschiedenen Maßnahmen beikommen. Die Zukunft der Kirche wird davon abhängen, ob man die Krisenphänomene ausreichend analysiert und bereit ist, sich den Ergebnissen vorbehaltlos zu stellen.

Die verschiedenen Krisenphänomene, von denen gegenwärtig in der Kirche, in den Medien und bei der Auswertung von Umfragen gesprochen wird, lassen sich auf drei Grundmuster oder Ursachen zurückführen. Es lassen sich zunächst Schrumpfungsprozesse verschiedener Art beobachten. Sodann bringt der gesellschaftliche Wandel insbesondere seit dem letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts mit sich, dass vieles in und an der Kirche in Frage gestellt wird. Und schließlich ist die religiöse Evolution zu nennen, die liebe Glaubensgewissheiten und religiöse Selbstverständlichkeiten zu erschüttern in der Lage ist.

### **Verschiedenartige Schrumpfungsprozesse**

Vielfach wird von dem Eindruck berichtet, dass die Kirchen leerer würden. In absoluten Zahlen gefasst, ist diese Beobachtung richtig. Doch meist wird der Gottesdienstbesuch in Prozenten bezogen auf die Zahl der Mitglieder ausgedrückt. Danach besuchen dann vier oder fünf Prozent der Kirchenmitglieder sonntäglich den Gottesdienst. Diese Prozentzahl nimmt nicht ab, sondern ist seit Jahrzehnten konstant (Weltsichten 2004, S. 8). Allerdings: Die Zahl der Mitglieder nimmt ab und deshalb nimmt dann auch bei gleichbleibenden Prozentzahlen die absolute Zahl der Gottesdienstbesucherinnen und -besucher ab. Zwei Prozesse kommen hier zusammen: Kirchenaustritte und der Überhang von Sterbefällen gegenüber den Geburtenraten der Evangelischen. Seit der ersten Erhebung über Kirchenmitgliedschaft der Evangelischen Kirche in Deutschland im Jahr 1972 sind 5,2 Millionen Mitglieder aus der Kirche ausgetreten. Dem stehen nur 1,2 Millionen Aufnahmen gegenüber. Die andere Entwicklung, der Geburtenrückgang, betrifft nicht nur die Kirchen. Er ist ein Phänomen der deutschen und euro-

päischen Gesellschaft. Für die Zeit von 1970 bis 1990 errechnet Meinhard Miegel bei der deutschen Bevölkerung ein Geburtendefizit von 3,2 Millionen Menschen (2002, S. 15). Hätte es nicht die Zuwanderung gegeben, hätte Deutschland heute statt 82 Millionen Einwohnern nur siebzig Millionen. Nun wandern aber bis auf einige Gruppen von Aussiedlern aus dem Osten kaum Evangelische zu. So muss man davon ausgehen, dass der Verlust infolge des Sterbeüberhangs auf der evangelischen Seite voll eingetreten ist und sich auch künftig verstärkt zeigen wird. Wolfgang Huber geht von einem jährlichen Verlust von 250.000 Menschen aus (S. 229). Miegel wirft den Politikern vor, dass sie die demografische Entwicklung kaum berücksichtigten. Auch in der Kirche und der Praktischen Theologie ist dies kaum jemals ein Thema. Huber, die Studie „Kirche mit Zukunft“ der Evangelischen Kirche von Westfalen und eine Studie der Evangelischen Kirche in Deutschland (Christsein gestalten 1986, S. 21) bilden eine Ausnahme. Dabei ist im kollegialen Gespräch davon durchaus die Rede. Mir fallen ein paar Anlässe ein. In einem Stadtviertel mit Blockrandbebauung aus der Gründerzeit zogen straßenweise die deutschen Mieter aus und es kamen Griechen, Italiener und später Türken nach. In der Kirchengemeinde dieses Stadtviertels kam es auffällig oft zu Konflikten. Eine Analyse im Kollegenkreis der Pfarrerinnen und Pfarrer lautete: Die Gemeinde wird sich in ihrem Stadtteil selbst fremd. Ihre Mitglieder werden weniger. Ganze Straßenzüge sind nicht mehr evangelisch. Die jungen Leute ziehen in die Neubaugebiete. Eine andere Beobachtung: In den ersten Jahren meiner Tätigkeit als Pfarrer nach 1968 hatte ich im Konfirmandenunterricht Jahrgangsstärken von ca. 40 Mädchen und Jungen. Fast über Nacht halbierten sich die Jahrgänge. Der s.g. Pillenknick hatte seine Wirkung getan. Diese Entwicklung bedauerte zunächst niemand. Unterricht und Konfirmationsfeiern wurden eher spürbar entlastet. Allerdings wurde es im folgenden schwieriger aus den Neukonfirmierten Jugendgruppen zu bilden. Einem Erfahrungssatz zufolge konnte man damit rechnen, dass ein Viertel eines Konfirmandenjahrgangs für die weiterführende Jugendarbeit ansprechbar ist. So konnte ich anfangs noch mit einer Gruppenstärke von zehn rechnen. Aber bei zwanzig Konfirmanden blieben nur noch fünf und, als die Zahl später weiter zurückging, noch weniger. Da hatte Jugendarbeit im Gefolge der Konfirmation keine Chance mehr. Die Jugendarbeit ist es denn auch, die vor allem den Geburtenrückgang zu spüren bekommt. Kenner spotten bereits, dass die Jugendarbeit mangels Jugendlicher eingestellt werden müsse. Bisher wurden solche Beobachtung jedoch damit abgetan, dass es sich wahrscheinlich nur um örtliche Entwicklungen handle. Dies geschieht mit einem gewissen Recht, weil die Entwicklung regional durchaus unterschiedlich verlaufen kann. In der Evangelischen Kirche von Westfalen gibt es eine Bandbreite von 15% Wachstum bis zu einem Rückgang von 30% (2000, S. 24). Die Gesamtentwicklung ist jedoch negativ.

Auch die Veränderung der statistischen Zahlen im Zusammenhang mit der Vereinigung Deutschlands hat zu dem Eindruck von Krise beigetragen. Die Anzahl der Evangelischen, bezogen auf die Gesamtzahl der Bürgerinnen und Bürger in Deutschland, hatte sich drastisch reduziert. Dies war die Folge davon, dass nun die Zahlen aus der

ehemaligen DDR mit einem überaus hohen Anteil an Konfessionslosen mit denen aus der alten Bundesrepublik zusammengerechnet wurden. Plötzlich gab es neben 26,65 Millionen Katholiken, 26,45 Millionen Evangelischen auch 23 Millionen Konfessionslose, sowie 3,3 Millionen Moslems und gut 2 Millionen Andersgläubige. Hatte man bis dahin noch grob gerechnet, dass knapp die Hälfte der Bevölkerung evangelisch sei, so musste man nun von nur noch einem Drittel ausgehen. Da auch die Kirchenmitglieder insgesamt nur noch Zweidrittel der Bevölkerung ausmacht, ist für viele auch das politische Gewicht der Kirchen geringer einzustufen.

Ist die Zahl der Mitglieder rückläufig, so sind selbstverständlich auch die Einnahmen der Kirchensteuer davon betroffen. Enttäuschend ist es dann, wenn Pfarrstellen gestrichen oder nicht mehr besetzt werden, Mitarbeitende in der Jugendarbeit reduziert werden oder die Zukunft der Evangelischen Akademie in Frage gestellt wird. Die Zahl der Pfarrer wird nach einem Schlüssel berechnet, der vor allem die Zahl der Mitglieder berücksichtigt. Wieviel Pfarrstellen eine Kirche sich leisten kann, hängt aber auch von den Einnahmen ab. Und da gibt es neben der Entwicklung der Mitgliederzahlen auch noch den Faktor, dass bei den Steuerreformen der jüngsten Zeit eine Tendenz weg von den personbezogenen Steuern zu beobachten war. Das bedeutete geringeren Finanzspielraum für die Kirche, da einerseits die Kirchensteuer sich nur an die personbezogenen Steuern anlehnt und damit die Einnahmen sinken, andererseits aber bei der Erhöhung von Verbrauchssteuern höhere Ausgaben im Sachkostenbereich zu kalkulieren sind. Zur akuten Finanzkrise trug nicht wenig auch die Vereinigung Deutschlands bei. Sie traf die Kirche nicht nur hinsichtlich des Kirchensteuerrückgangs, sondern auch hinsichtlich der Transferzahlungen der westdeutschen Landeskirchen für die ostdeutschen.

Gegenwärtige Erfahrung ist: Es gibt kein Wachstum mehr. Rückbau ist angesagt. Die Kirche hatte Teil gehabt an dem allgemeinen Wirtschaftswachstum in der Nachkriegszeit. Man konnte zahlreiche Kirchen und Gemeindezentren neu bauen. Die Zahl der Pfarrstellen und der anderen Stellen in der kirchlichen Praxis wuchs. Man konnte das Verhältnis von Pfarrerinnen und Pfarrern zu Gemeindegliedern um die Hälfte herabsetzen. Nun kamen auf eine Pfarrerin und einen Pfarrer nicht mehr dreitausend Mitglieder, sondern nur noch tausendfünfhundert. Wie aber die Kirche das Wirtschaftswachstum teilte, so teilt sie nun auch – wie Meinhard Miegel es nennt – die „Rückkehr zur Normalität“ (S. 94). Das Wachstum der Nachkriegsjahre ist nach Miegel ziemlich einmalig gewesen. Wäre es weitergegangen, wären wir heute bei aberwitzigen Zahlen hinsichtlich der Einkommen, aber sicher auch hinsichtlich der Umweltzerstörung und dergleichen. Doch die Politik wie die Bevölkerung wollen die einfache Rechnung nicht wahrhaben, dass hohes Wachstum nicht der Normalfall sein kann. Sie sehen in der Rückkehr zur Normalität eher eine unverdiente und unbegreifliche „Heimsuchung“. In der Kirche hatte man zwar immer davon gesprochen, dass das Wachstum nicht unendlich sein könne und dürfe. Doch wenn Stellen abgebaut werden müssen, Gemeinden um ihren Gemeindepädagogen oder die dritte Pfarrstelle bangen müssen, oder Dörfer

ihren Pfarrer verlieren sollen, dann ist auch in der Kirche die Empörung groß. Dabei ist gar nicht ausgemacht, dass eine höhere Dichte an Hauptamtlichen auch zu einer lebendigeren und effektiveren kirchlichen Praxis führt! Auch vor dem starken Anstieg der Personalstellen in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gab es durchaus lebendige Gemeinden und viele engagierte Mitglieder. Etwas zynisch meinte ein Mitglied einer Kirchenleitung kürzlich: „Die Zeit der größten Pfarrerdichte war auch die Zeit der höchsten Kirchengaustritte“. In manchen Kirchengemeinden erzählt man sich noch immer begeistert von der lebendigen Zeit, als man keinen Pfarrer hatte und alles selbst machen musste. Die Kirche hat mit Gesellschaft und Wirtschaft hohe Zuwachsraten geteilt. Sie wird jetzt auch die Rückgänge zu teilen haben.

Dabei wird es nicht nur um die geringeren Finanzmittel gehen, sondern auch um die geringere Zahl an Mitgliedern. Man muss sich auch in der Kirche mehr Gedanken über die Fragen machen, die daraus entstehen, dass es immer weniger Mitglieder gibt. Wie kann die Kirche sinnvoll schrumpfen? Es geht dabei nicht nur ums Gesund-schrumpfen, wie man in der Vergangenheit gern die Entwicklung der Kirchen in der DDR beschrieb. Es wird immer beides geben, Chancen und Nachteile, Mut Machendes und Angst Machendes. Unter dem Motto „Wir werden weniger“ diskutierte im Herbst 2004 die Wochenzeitung DIE ZEIT die verschiedenen Aspekte der Schrumpfungsprozesse in der Gesellschaft. Es zeigt sich, dass weniger Menschen auch mehr Chancen bedeuten können. Man wird viel umgestalten müssen. In der Kirche wird diese Diskussion bislang vor allem an zwei Punkten geführt: Der Zusammenlegung von Gemeinden und Kirchenbezirken einerseits und dem Verkauf, der Umwidmung, dem Abriss von kirchlichen Gebäuden andererseits. Meist reagiert die kirchliche Öffentlichkeit kritisch auf die Forderung nach Umstrukturierungen, die außerkirchliche Öffentlichkeit reagiert kritisch, wenn es um die Gebäude geht. Am besten bewältigt werden diese Probleme wahrscheinlich dann, wenn Bürger und Bürgerinnen oder eben Kirchenmitglieder möglichst viel Verantwortung selbst übernehmen und die Veränderungen nicht den „Machern“ überlassen. Meinhard Miegel plädiert hinsichtlich des Umbaus im staatlichen Bereich dafür, dass Bürgerinnen und Bürger ihre Abhängigkeit vom Staat stärker zurückdrängen sollten (S. 210). In eine ähnliche Richtung gehen meine Überlegungen für die Kirche.

## **Gesellschaftlicher Wandel**

Während über die oben beschriebenen Schrumpfungsprozesse in Kirche und Theologie allenfalls am Rande einmal theologisch nachgedacht wird – man überlässt diese Fragen den Verwaltungsleuten und dem Management –, ist der gesellschaftliche Wandel insbesondere hinsichtlich Individualisierung und Pluralisierung durchaus ein wichtiges Thema. Die durch diese Entwicklungen entstehende Vielfalt wird auf weite Strecken nicht als Reichtum, sondern als Bedrohung empfunden. Tatsächlich bedeutet der damit

verbundene Wandel das Ende von Selbstverständlichkeiten, auf denen die kirchliche Praxis und das Selbstverständnis der Mitglieder bislang beruhten. Glaubensformen, Werte und Normen, die Orientierung geben, waren selbstverständlich der Kirche und ihren Mitgliedern vorgegeben. Die Tradition gab Orientierung. Doch in dem Maße wie die einzelnen sich nicht mehr fremdbestimmen lassen, sondern nur noch glauben, was ihnen einleuchtet, wird die Tradition brüchig und zum Zwangsrahmen, den man zu durchbrechen hat. Die Menschen müssen ihre mentale Landkarte (Huber 1998, S. 19) heute selbst schreiben. Sie müssen ihre Wertvorstellungen und Lebensentwürfe selbst erstellen und selbst dafür einstehen. Es gibt in der Gesellschaft keine selbstverständlich anerkannten Maßstäbe mehr. Christentum und Kirche haben ihre Monopolstellung hinsichtlich Religion eingebüßt. Verantwortliche in der Kirche wie Mitglieder erleben diese Entwicklung als Krise. Man kann von Säkularisierung und Entkirchlichung sprechen. So tut es Wolfgang Huber. Man kann die beobachteten Differenzierungsschübe aber auch positiv sehen als Gewinn an Freiheit und Entwicklungsmöglichkeiten, wie Matthias Kroeger es tut. Wenn man über Auflösungserscheinungen klagt, müsse man sich auch „des Terrors der geschlossenen Gesellschaft und ihrer geschlossenen geistigen und moralischen Systeme – also auch der Kirchen und Theologien – erinnern“ (1997, S. 42). Die Ambivalenz der Entwicklungen macht die Sache nicht leichter. Sie zu sehen, bewahrt jedoch vor der Sehnsucht nach den „Fleischtopfen Ägyptens“. Ein einfaches Zurück gibt es nicht mehr. Man muss sich der Sache stellen. Die Perspektivkommission der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau sah hier schon vor Jahren eine entscheidende Aufgabe: „Was Mitgliedschaft in der Kirche unter den Bedingungen der Individualität bedeutet und wie sie praktiziert werden kann, das ist zu einem Existenzproblem der Volkskirche geworden. Wir sind genötigt, die Beziehungen zwischen dem einzelnen, der Kirche und der Gesellschaft grundlegend neu zu formulieren“ (Person und Institution 1992, S. 21). Bereits in der ersten Befragung über Mitgliedschaft der Evangelischen Kirche in Deutschland im Jahre 1972 erkannte man ein Kommunikationsproblem zwischen der Kirche und ihren Mitgliedern (Hild 1974, S. 259). Eberhard Hauschildt spricht von einer „Verständigungskrise“ (2004, S. 15). Was gelten soll, steht nicht mehr von vornherein fest, sondern muss verhandelt und immer neu ausgehandelt werden. Die klassischen „Groß Erzählungen“ wie Christentum oder Marxismus-Leninismus haben ihre Verbindlichkeit und legitimierende Wirkung in der Postmoderne verloren (Graf RGG 6, Sp. 1515). Die Menschen sind weder in feste Milieus eingebunden, noch finden einheitliche Deutungssysteme ihre automatische Zustimmung. An die Stelle der festen Vorgaben ist die andauernde Bemühung um das getreten, was tragen kann. Statt Einordnung wird Wahl verlangt. Will man sich in dieser Situation verständigen, kann man sich nicht mehr auf gemeinsame Sätze, allgemein anerkannte Werte usw. berufen, sondern muss an den Erfahrungen der Menschen bleiben.

Auf der Seite der Mitglieder wie der Bürgerinnen und Bürger äußert sich diese Verständigungskrise in so etwas wie einer „Vertrauenskrise“ gegenüber all den Institutionen in der Gesellschaft, von denen man sich bevormundet und nicht in die Kommuni-

kation einbezogen fühlt. So jedenfalls könnte man die Umfrageergebnisse deuten, die nach den Institutionen fragten, denen man Vertrauen entgegenbringt. Die geringsten Werte haben hier die politischen Parteien, Arbeitsämter, Gewerkschaften, Arbeitgeberverbände und eben auch die Kirchen, wobei die evangelische Kirche noch etwas besser abschneidet als die katholische. Hohes Vertrauen genießen dagegen die Einrichtungen, die für die Sicherheit, die Bildung oder die Gesundheit gebraucht werden, also: Militär, Polizei, ADAC, Schulen, Kindergärten, Krankenhäuser, Diakonie und Caritas (Welt-sichten 2003, S. 12). Wenn man etwas für sich tun will, kommen viele offenbar nicht auf die Idee, in Richtung Kirche zu blicken. „Das dominante Bild von Kirche ... ist, dass sie schon über die Wahrheit verfügt, dass sie die Wahrheit vertritt, und das nicht ohne Pathos“ (Schloz 2004, S. 95). Solches Überlegenheitsgebahren wirkt auf viele einfach abstoßend.

## Religiöse Evolution

So gesehen betrifft der gesellschaftliche Wandel auch die theologisch-religiösen Aspekte und Inhalte. Die Menschen nehmen für sich in Anspruch, bei der Wahrheitsfrage mitreden zu können. Nur die Inhalte und Angebote, die für sie nach eigener Einschätzung lebensdienlich sind, können akzeptiert werden. Wahrheit kann darüber hinaus nur als steter Prozess der Suche verstanden werden. Ein Besitz der Wahrheit ist Menschen in der Gegenwart schlichtweg unverständlich und unakzeptabel. Wahrheit kann nur streng geschichtlich gedacht werden, abhängig von Situation, Zeit und Ort. Es gibt sie nicht an sich. Und was Religion ist, ändert sich damit jeweils. So kann es in der Gegenwart dazu kommen, dass die Kirche nicht als Ort der Religion erlebt wird. Als „geistige, *geistliche*, religiöse Größe“ fällt nach Matthias Kroegers Beobachtungen die Kirche weitgehend aus (1997, S. 165). Vielfach würden nur theologische Richtigkeiten mitgeteilt, aber nicht zu lebendiger Religion und Spiritualität angeleitet. Die Religion, die jeweilige Ausprägung von Christentum entwickeln sich fort. Gegenwärtig lässt sich u.a. eine Tendenz hin zur Mystik erkennen. Das ethisch und dogmatisch geprägte Christentum verliert an Interesse. Traditionelle Gottesdienste werden als langweilig und lebensfremd empfunden. Auch für die Ergebnisse der historisch-kritischen Erforschung der Bibel interessiert sich kaum jemand. Das Programm der Entmythologisierung, das eine ganze Generation von Theologinnen und Theologen geprägt hat, bewegt niemanden mehr. Nahrung für die Seele erwächst daraus nicht. So kommt es zu dem Slogan „Religion ja, Kirche nein“. Matthias Kroeger beschreibt zwei Modelle möglicher Orientierung der kirchlichen Praxis. Das offene Modell lässt Suche zu, erlaubt Häresie und versucht mit dem Schatz der Tradition der Seele Nahrung und Hilfe zum Verstehen zu geben. Es erkennt die religiöse Autonomie der Menschen an. Dieses Modell wird jedoch in der Regel in der Kirche abgelehnt. Hier wird das geschlossene Modell bevorzugt und praktiziert, das sich orientiert an Offenbarung, Buße und Gehorsam. Wo die an der

Autonomie der einzelnen orientierte Religion abgelehnt und nicht unterstützt wird, kommt es zu einer Privatisierung der Religion, die sie gesellschaftlich und kirchlich zum Verschwinden bringt. Das war die These, die Thomas Luckmann schon in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in seinem Essay „Die unsichtbare Religion“ vertreten hat. In Deutschland und auch sonst in Europa gibt es davon noch die besondere Variante, dass Religion nicht nur Privatsache ist, sondern auch eine Angelegenheit von höchster Intimität. Nach dem auch mit viel religiösen Motiven ausgefochtenen Wahlkampf zur Präsidentenwahl in den USA 2004 eröffnete Bernd Ulrich seinen Leitartikel „Glauben oder eifern“ in DIE ZEIT mit dem Satz: „In Deutschland kennt man seine Politiker in allen Lebenslagen – beim Tanzen, beim Joggen, beim Küssen, beim Kochen. Nur beim Beten, da sehen wir sie nie“ (2004, S. 1). Den eigenen Glauben nicht zu zeigen sei eine deutsche Besonderheit, die von nur wenigen Völkern geteilt werde. Ulrich stellt einen Zusammenhang mit fehlenden Gemeinschaftswerten und Bindekräften in der Gesellschaft überhaupt fest. Ähnlich sieht es Kroeger, der von Entsolidarisierung spricht (1997, S. 16). Tatsächlich ist es möglich, dass in Deutschland kirchliche Feiertage immer wieder zur Disposition gestellt werden. Man diskutiert über die Zeitgemäßheit des Gottesbezugs in der Verfassung. Reimer Gronemeyer meint, Kirche und Religion seien nur noch archäologische Themen (1995, S. 37). Begründet werde diese Nichtachtung mit dem vielfältigen Versagen der Kirchen im Dritten Reich und an vielen anderen Punkten der abendländischen Geschichte vorher. Mit der Kirche als religiöser Institution will man nichts zu tun haben. Als kürzlich ein zufälliger Gesprächspartner erfuhr, dass ich Pfarrer gewesen sei, bekannte er herausfordernd: „Ich bin Atheist“. Kroeger unterstellt den Medien, dass sie sich des „Kitzels des Blasphemischen“ (1997, S. 70) nur zu gern bedienen. Was die in diesen Äußerungen liegende Aggressivität gegenüber der Kirche angeht, hege ich die Vermutung, dass sich hier die fehlende Wahlmöglichkeit, die fehlende Anerkennung der religiösen Autonomie der einzelnen, das Missbehagen an der Gehorsamsforderung und an dem Überlegenheitsgestus niederschlagen. Das würde auch die andersgeartete Stimmung in den USA erklären. Dort hat es nie eine flächendeckende Staatskirche gegeben. Kirchenmitgliedschaft war immer ein autonomer Akt der Wahl. Trotz aller Pluralisierungen in der Gesellschaft hat es in Deutschland keine wirkliche Pluralisierung von Frömmigkeitsformen gegeben, die ein entspannteres Verhältnis zur Kirche hätte entstehen lassen können.

Wie es scheinbar nur eine sanktionierte Frömmigkeitsform gibt, so gibt es scheinbar auch nur eine sanktionierte theologische Sprache und eine sanktionierte theologische Vorstellungswelt. Gottesbild und Deutung Jesu Christi scheinen festzuliegen. Wer aufgrund seiner Erfahrungen und intellektuellen Einsichten dem nicht zustimmen kann, fühlt sich ausgestoßen. Mancher vermutet, dass selbst Theologinnen und Theologen diese Dinge so nicht mehr glauben könnten. Aber es gibt für die Mitglieder kaum eine Möglichkeit, sich selbst ein Bild zu machen. Dass der Himmel leer ist, dass es Gott nicht „gibt“ usw. mögen sich Theologinnen und Theologen selbst noch eingestehen, aber öffentlich bekennen sie sich nicht dazu. Das führt dazu, dass die Menschen ver-

muten, dass die Geistlichen selbst nicht glauben, was sie verkündigen. Das wiederum führt zu neuem Misstrauen und das ist der Grund dafür, dass Matthias Kroeger einen „Ruck in den Köpfen der Kirche“ fordert. Es ist viel in Bewegung auf der Seite der Mitglieder und es ist viel in Bewegung auf den Seiten der Theologinnen und Theologen. Aber es fehlt an dem offenen und ehrlichen Gespräch.

Trotz dieser Spannungen, dieses Misstrauens und der fehlenden Kommunikation sprechen alle Mitgliedschaftsuntersuchungen der Evangelischen Kirche in Deutschland von einem erstaunlichen Maß an Stabilität der Mitgliedschaft. Eine Massenabkehr von der Kirche findet nicht statt. Man geht in der Mehrzahl der Fälle auf Distanz, bricht aber die Beziehungen nicht vollständig ab. In der jüngsten Untersuchung vermutet man, dass diese Spannung in der Geschichte des deutschen Protestantismus begründet liegt. „Seit der Reformation war die Kirche einerseits institutionell bis nach dem 1. Weltkrieg vom Staat getragen, was auch in die volkikirchlichen Verhältnisse seitdem nachwirkte. Andererseits haben Reformation und Aufklärung die Freiheit des Gewissens, Denkens und Urteilens befördert. Die Kombination beider Faktoren scheint in der Mitgliedschaft bei allen Größenverhältnissen gleichbleibend ein relatives Gleichgewicht von Distanz und Nähe zu bewirken“ (Weltsichten 2003, S. 10).

Um beim Letzten anzufangen: Man wird sich auch die Geschichte des Protestantismus ansehen müssen, um die gegenwärtige Krise der Kirche verstehen und damit umgehen zu können. Dazu gehört die Geschichte des evangelischen Kirchentums mit den durch es geprägten Mentalitäten genauso wie die jüngere Theologiegeschichte mit ihren Weichenstellungen. So beginnt diese Arbeit mit der Frage nach der Zukunft der Kirche mit einem Blick in die Vergangenheit protestantischer Gestaltwerdung. Welches waren und sind die Leitideen im Kirchenverständnis? Wie war und ist das Verhältnis von Institution und Person? Wie kamen und kommen die Mitglieder in den Blick? Was bedeutete und bedeutet die Kirche für die einzelnen? Wenn die Zahlen zurückgehen, werden ja die Einzelnen um so wichtiger. Man kann sich um sie mehr kümmern, muss es auch, wenn der Bestand nicht noch weiter schrumpfen soll. In einer Gesellschaft, die von Individualisierung und Pluralisierung gekennzeichnet ist, muss auch eine Großinstitution wie die Kirche sich intensiv mit den einzelnen beschäftigen als ihren Mitgliedern mit den Erwartungen und Wünschen, als religiösen Menschen mit dem, was Religion heute im Leben der Einzelnen und im Leben der Gesellschaft bedeutet. Als Kirche der Reformation muss sich die evangelische Kirche außerdem immer fragen, wie sie es institutionell mit dem von ihr verkündeten allgemeinen Priestertum der Getauften halten will. Und die Evangelischen selbst sollten sich Klarheit darüber verschaffen, was für eine Kirche sie wollen und brauchen. Sie müssen ihrer selbst bewusst die religiöse Autonomie pflegen und einfordern, aber auch deutlich machen, was sie dazu brauchen. In erstaunlich hohem Maße nehmen die Protestanten ihre Verantwortung für die Kirche durch die Zahlung der Kirchensteuer und von Spenden wahr. Sie haben das Recht, entsprechende Forderungen zu stellen.

Mit dieser Arbeit soll der Blick für die Mitglieder und die Einzelnen geschärft wer-

den. Nur darin dürfte die evangelische Kirche eine Zukunft haben, dass sie entschlossen zu einer Kirche der Mitglieder und der Einzelnen wird. Schrumpfungsprozesse, gesellschaftlicher Wandel und religiöse Entwicklung weisen in diese Richtung. Worauf müssen Verantwortliche wie Evangelische achten, wenn ihre Kirche „mitgliederorientiert“ sein soll? Welche Entwicklungen gehen längst in die notwendige Richtung, ohne entsprechend gewürdigt zu werden? Ist die Wirklichkeit der evangelischen Kirche wirklich so defizitär einzuschätzen, wie es vielen vorkommt? Die vorliegende Studie folgt einem phänomenologischen Ansatz. Sie versucht anhand von Beobachtungen und nicht von Glaubenssätzen ein Bild von Kirche zu zeichnen. Selbstverständlich wird das entstehende Bild mit den reformatorischen Einsichten abgeglichen, aber es wird nicht aus ihnen abgeleitet. So werden auch keine Rezepte zur Rettung der Kirche formuliert. Wenn Vorschläge gemacht werden, dann verdanken sie sich den analysierten Beobachtungen. Allenfalls am Rande wird deshalb auch überlegt, wie mit den Folgen der Schrumpfungsprozesse konkret umgegangen werden soll, also mit zurückgehenden Finanzmitteln, zu großem Gebäudebestand usw. Hier geht es um einen Schritt davor, um das Bewusstsein für eine mitgliederorientierte Kirche.

Eine mitgliederorientierte Kirche ist nicht unbedingt auch eine Kirche, die ihre Mitglieder umwirbt, etwa eine einladende Kirche, die damit wirbt, das es bei ihr „lebendige Gemeinschaft“ gibt, dass sie „Raum für persönliches Engagement“ schafft, dass sie für ihre Mitglieder „in Glück und Trauer da“ ist usw. So wirbt ein Mitgliederprospekt der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (Das Leben 2003). Mitgliederorientierung heißt, wahrnehmen was die Mitglieder nutzen, wofür sie sich interessieren und was sie aus ihrer Sicht brauchen. Aus dieser Perspektive heraus werden in dieser Arbeit fünf Bereiche näher in den Blick genommen. Es geht um den Bedarf an Religion, das Interesse an „heiligen“ Orten und Räumen, die Orientierung an den Pastoren, die Notwendigkeit von Bildung auch in religiösen Fragen und nutzerfreundliche Strukturen. Mit diesen Punkten dürften die meisten Fragen abgearbeitet werden können. Die Auswahl ist nicht systematisch begründet, sondern folgt der Wahrnehmung. Sie ist eine Erweiterung der drei Aspekte, die Jan Hermelink als Bezugspunkt für die Mitgliedschaft in der evangelischen Kirche heraus gearbeitet hat: Rituale, Räume und Personen (2000, S. 343).

Für die Darstellung wird vielfältiges Material verwendet: Die Ergebnisse der Mitgliedschaftsbefragungen der Evangelischen Kirche in Deutschland seit dreißig Jahren, Praxisberichte und eigene Beobachtungen aus der kirchlichen Praxis. Verarbeitet wird außerdem die neuere praktisch-theologische Literatur. Argumentiert wird nicht nur im theologisch-kirchlichen Rahmen. Vielmehr werden auch anthropologische, soziologische und kulturtheoretische Überlegungen einbezogen.

## ERSTES KAPITEL:

### DAS KIRCHENPROBLEM DES PROTESTANTISMUS

„Es weyß Gott Lob eyn kind von VII Jaren was die kirche sey. Nemlich die heylig(en) gleubigen und die schefflin die yhres hirten stymme ho(e)ren“. Joachim Rogge zitiert diesen Satz aus den Schmalkaldischen Artikeln Luthers von 1537 und bringt dann auch das Bonmot aus einem Seminar: „Dieses Kind möchte ich kennenlernen“ (1995, S. 1052 und 1054). Tatsächlich: Dogmatisch lässt sich im Protestantismus mit wenigen Worten sagen, was die Kirche nach evangelischem Verständnis ist oder sein soll, wo und wie man sie findet. Schwierig wird es erst bei der konkreten vorfindlichen Gestalt. Ein katholischer Kollege erzählt, dass sein Vater immer gesagt habe: „Gut, dass es uns nicht geht wie den Protestanten, denen alles zerfließt“. Ein Kollege aus der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit sagte aus irgendeinem Anlass zu den evangelischen Kollegen: „Ihr Evangelischen werdet euch doch nie richtig einig“. Bei einer Tagung zum Thema evangelisches Profil der Erwachsenenbildung meinte der Referent: „Ich weiß gar nicht, was ihr immer mit dem Profil habt. Man riecht doch meilenweit gegen den Wind, dass ihr evangelisch seid“.

Das sind ein paar Stimmen zum Kirchesein der Protestanten.

Wovon soll die Rede sein, wenn von Kirche gesprochen wird? Es geht um die geschichtlich gewordene Kirche, die in ihrer Gestalt immer Produkt mehrerer Faktoren ist. Man kann sie nicht auf einen einzigen Nenner bringen. Diese Kirche wird nicht nur geglaubt, sie hat als geschichtlich gewordene auch eine soziologisch beschreibbare Gestalt. Diese Gestalt ist semper reformanda. Die Mitglieder dieser Kirche werden befragt. In dieser Kirche werden Prioritäten gesetzt. Auf diese Kirche richten sich Erwartungen. Diese Kirche kann enttäuschen. In dieser Kirche wird mit theologischen Normen gemessen.

Die Gestalt der realen, geschichtlich gewordenen Kirche lässt Joachim Mehlhausen fragen, warum es keine Abhandlung über die Geschichte der evangelischen Kirche nach 1945 gibt. Worüber wäre zu schreiben, wenn es um eine Kirchengeschichte in der Nachkriegszeit ginge? Würde eine Institutionengeschichte schon die Entwicklung des protestantischen Christentums erfassen? Und welche Institutionen wären zu erfassen? Allein die EKD? Was ist mit den anderen konfessionellen Zusammenschlüssen und den Landeskirchen? Was ist mit dem Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR? Schon schwierig wäre es, hier die großen Linien heraus zu arbeiten. Selbst wenn dies gelänge, wäre das alles? „Es bliebe die ekklesiologische Grundsatzfrage unbeantwortet, ob mit der Erfassung dieser Ereignisse, Entscheidungen und Geschehensabläufe tatsächlich die Geschichte der evangelischen Kirche in der Nachkriegszeit beschrieben worden sei. Es blieben weite Bereiche des Gesamtgeschehens unberücksichtigt, die man zur Geschichte der Kirche hinzurechnen muss, wenn der Begriff der Kirche nicht auf die Institutio-

nen beschränkt werden soll. Selbst der funktionale Kirchenbegriff von CA 7 (Augsburger Bekenntnis Art. 7 – W.L.) legt es nahe, mit dem Wort Kirche die Summe des gelebten Glaubens zu bezeichnen, der sich als je eigene Antwort auf die Verkündigung des Evangeliums versteht. Der kirchliche Zeithistoriker muss unter dem so erweiterten Kirchenbegriff alle jene Phänomene mit berücksichtigen, die sich in unterschiedlicher Distanz und Nähe zur institutionalisierten Kirche bemerkbar machen und den Anspruch erheben, *auch* (wenn nicht sogar vorrangig!) *creatura verbi divini zu sein*“ (1990, S. 425). Mehlhausen betont, dass sich bei aller intakten Struktur der Volkskirche in den vergangenen Jahrzehnten doch viele eigenständige Einheiten herausgebildet hätten, die womöglich in vielem die eigentlichen Anreger und Bewegter der Kirchengeschichte nach 1945 gewesen seien. Gerade aufgrund der Erfahrungen in der NS-Zeit haben sich viele evangelische Christen bewusst für die Entwicklung verantwortlich gezeigt. Eine Folge dieses Engagements ist ein Pluralismus, der den gesamten innergesellschaftlichen Pluralismus widerspiegelt. Die offizielle Kirche reagiert in vielem bloß auf Entwicklungen. „Die zu Veränderungen oder Erneuerungen führenden Kräfte kommen nur sehr selten unmittelbar aus den Synoden oder Kirchenleitungen; viel öfter wachsen sie in Bereichen heran, die der institutionalisierten Kirche fern stehen und über die der kirchliche Zeithistoriker nur sehr wenig weiß“ (S. 428). Schließlich gehören zur kirchlichen Zeitgeschichte nicht nur Aktivitäten und Verlautbarungen der „Amtskirche“, sondern auch Kirchbauten, Kunstwerke und Musik. In solchen Zeugnissen spiegelt sich die theologische und spirituelle Entwicklung mindestens so gut wider wie in kirchlichen Denkschriften.

Die Frage entsteht, wie weit eigentlich die Verantwortung der Theologie reicht, und wo in diesem ganzen Geflecht von religiösen Entwicklungen die Kirche als Institution zu stehen kommt. Wofür trägt sie die Verantwortung? Welche Verantwortung ist sie bereit zu übernehmen? In jüngeren Untersuchungen der Praktischen Theologie wird immer wieder ein großer Horizont angemahnt. Martin Kumlehn fordert: „Die Kirche muss ... nicht nur ihr organisatorisches Potenzial zur situationsadäquaten Darstellung und Vermittlung christlichen Glaubens weiter ausbauen, sondern auch ihre Wahrnehmungskompetenz für die mannigfaltigen *außerkirchlichen* Religionsvollzüge zu steigern versuchen“ (2000, S. 13). Gerald Kretzschmar versucht nachzuweisen, dass distanzierte Kirchlichkeit einen Normalfall protestantischer Frömmigkeit darstellt (2001). Er nimmt die von Dietrich Rössler schon 1986 vorgestellte dreifache Gestalt der Entwicklung des neuzeitlichen Christentums als kirchliches, persönliches und öffentliches Christentum auf. Immer geht es um die Forderung, dass die Kirche und die Theologie in ihre Verantwortung und Reflexion die gesamte religiöse Landschaft einzubeziehen hätten und sich nicht auf einen kleinen Ausschnitt des explizit Kirchlichen beschränken dürften.

## Leitideen des evangelischen Kirchentums

Anders als der römische Katholizismus hat der Protestantismus keine Gestalt einer Weltkirche hervorgebracht. Die Kirchengestalt des Protestantismus könnte man eine Regional- oder Territorialkirche nennen. Die Kirchenleitung einer evangelischen Kirche ist in ihren Überlegungen nicht auf die ganze Welt, sondern auf eine Region, oftmals ein Territorium innerhalb eines Staates bezogen. Während Rom sich mit den Auffassungen von Mitgliedern und Amtsträgern aus den verschiedensten Kulturkreisen und politischen Systemen, d.h. den verschiedensten Kontexten, auseinandersetzen muss, kann beispielsweise Bielefeld (Evangelische Kirche von Westfalen) sich auf den Kontext des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen beschränken. Diese Unterscheidung ist schon von der Reformationszeit an kennzeichnend gewesen. Der Begriff der Landeskirche zeigt an, dass sich diese Art der Kirchengestaltung an einem Territorium, einem Land, orientiert. Solche Kirche ist eine Kirche in einem oder für einen bestimmt umgrenzten Raum. Die räumliche Gliederung der Kirche hat in Deutschland ihre Anfänge in der karolingischen Zeit. „Sämtliche Christen, die innerhalb eines fest umrissenen Bezirks lebten, sollten durch einen für sie zuständigen Priester betreut werden“ (Roosen 1997, S. 22). Zweifellos war damit auch ein Programm verbunden. Die Christianisierung Deutschlands sollte administrativ gefestigt und gesichert werden. Das Christentum wurde flächendeckend eingeführt. Mit dieser Maßnahme ist noch nicht der Begriff der Landeskirche verbunden. Hier wird lediglich erst einmal ein System entwickelt, das ganze Territorien lückenlos erfasst (Landau TRE 19, S.137). Die Landeskirche ist eine Weiterentwicklung dieses Systems in der Reformationszeit.

Luther ging es nicht nur um eine lückenlose religiöse Versorgung der Bevölkerung, sondern um eine Vertiefung und Verinnerlichung des christlichen Glaubens. Seine „deutsche Messe“ sollte der „öffentlichen Reizung zum Glauben und zum Christentum“ dienen. Es sollte nicht mehr genügen, dass man die Messe besuchte. Es sollte nicht mehr darum gehen, nur dabei gewesen zu sein. Vielmehr sollten die Menschen auch verstehen, was sie sahen und hörten, sollten sich die Angebote, die Lehren und Gebote der Kirche auch selbst zu eigen machen (Roosen 1997, S. 23). Luther schrieb die Katechismen, mit deren Hilfe die Hausväter ihre Hausgemeinde fortbildeten und in Sachen Glauben zu einem angemessenen Verständnis bringen konnten. Er wollte das Volk erreichen. Er setzte auf die Menge der Menschen. Jede einzelne und jeder einzelne sollte Trägerin und Träger des Glaubens sein. So wendet er die Glaubenssätze der Kirche auf jede und jeden einzelnen an. Jetzt heißt es nicht mehr nur „Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erde...“. Jetzt heißt das vor allem auch: „Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen, mir Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat und noch erhält; ...“ Die Menschen sollten begreifen: Der Glaube ist nicht nur eine Sache der Kirche oder des Staates, sondern er ist eine Sache, die mit jedem einzelnen zu tun hat. Das war ein gewaltiges Erziehungs- oder Bildungsprogramm. Zu dessen Unterstüt-

zung und Umsetzung wandte sich Luther an die Verantwortlichen in den Kommunen genauso wie an die Obrigkeiten in den deutschen Landen. Luther forderte den Schulbau wie die Wiederherstellung oder Aufrichtung einer christlich verantwortbaren moralisch-sittlichen Ordnung. „Wer aber das ganze Volk erreichen wollte, und Luther wollte das ohne Zweifel, der brauchte die Loyalität der Fürsten, und diese Loyalität hatte ihren Preis. Der Preis, der zu entrichten war, war das landesherrliche Kirchenregiment“ (Roosen 1997, S. 26). Luther und Melanchthon definierten den Gedanken der Verantwortung der weltlichen Obrigkeit für das Bekenntnis und das Kirchenwesen (*cura religionis*) neu. Danach war zu unterscheiden: „In ihrem *weltlichen Amt* soll die Obrigkeit kraft göttlicher Einsetzung die Welt als Gottes Schöpfungsordnung bis zum jüngsten Tage erhalten ... So obliegt ihr auch der äußere Schutz der kirchlichen Funktionen, Kirchendiener, Kirchengüter der Kirche Jesu Christi vor der Unterdrückung der reinen Evangeliums predigt ... Aber die Obrigkeit ist dabei auf diese äußere weltliche Schutzaufgabe beschränkt“ (Heckel RGG, Bd 2, Sp. 505). Die Reformatoren lehnten ein landesherrliches Kirchenregiment ab. „Aber den Christen im obrigkeitlichen Amt trifft kraft seiner Gliedschaft in der Kirche (als *membrum praecipuum ecclesiae*, nicht kraft seiner weltlichen Gewalt!) beim Versagen der Bischöfe als der an sich zuständigen kirchlichen Instanzen die Pflicht zum *brüderlichen Hilfs- und Notdienst* bei der Kirchenreform im Sinn evangelischer Wahrheit, Freiheit und Bruderliebe“. Dieser Notdienst soll im Konsens, ohne Zwang und Anspruch auf Gehorsam für die reine Evangeliumsverkündigung, die Beilegung von Lehrstreitigkeiten, die Ordnung des Gottesdienstes, die Berufung der Prediger und die Durchführung der Visitationen sorgen. Dieser „Notepiskopat“ steuerte die Kirche noch nicht nach den Vorgaben des Staates. Staat wie Kirche blieben beide auf das Land bezogen, dem ihre Bemühungen galten. Doch bereits seit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 und der Formulierung neuer kirchenrechtlicher Theorien für das Episkopal- und Territorialsystem wurden diese Unterscheidungen weitgehend zurückgedrängt zugunsten eines protestantischen Staatskirchentums, das dem Staat nach dem Prinzip des *cuius regio – eius religio* auch die Macht über den Bekenntnisstand seiner Bürgerinnen und Bürger einräumte. „Die *cura religionis* galt danach als staatsrechtlich begründeter Annex bzw. als Bestandteil der landesherrlichen Territorialgewalt“ (Heckel RGG Bd 2, Sp. 506). Die Fürsten wurden in Kirchendingen nicht mehr als Kirchenmitglieder tätig, sondern das Kirchenregiment gehörte zu ihren staatlichen Aufgaben und Rechten. Die Kirche wird vom Staat gesteuert. Die Symbiose von Kirche und Staat wird erst in der Aufklärungszeit wieder aufgelöst. Das Kirchenregiment ist nicht mehr eine Sache des Staates. Vielmehr gewinnt der Gedanke des *contract social* (Gesellschaftsvertrag) an Bedeutung, nach dem die Bürgerinnen und Bürger sich in persönlicher Autonomie zur Verfolgung ihrer Interessen zu besonderen Vereinigungen zusammenschließen können. Von diesem Gedanken ist das preußische Allgemeine Landrecht von 1794 bestimmt. Danach verbinden sich die Bewohner eines Staates zum Zwecke der Religionsausübung zu „Religionsgesellschaften“. Diejenigen Religionsgesellschaften, die öffentliche Gottesdienste halten